



«Sport ist die beste Lebensschule»

Marc Walder im Gespräch

Im sechsten Stock des Ringier Pressehauses – mit wunderschöner Aussicht auf den Zürichsee – treffen wir Marc Walder, CEO der Ringier AG, zum Gespräch. Mit dem langjährigen GC-Mitglied haben wir über Erfolg und Misserfolg in seiner Tennisprofikarriere gesprochen. Und darüber, wie ihn der Sport und seine Funktion als NLA-Coach der Tennis Sektion für seine heutige Führungsposition geprägt haben.

Marc Walder, schön, dass Sie wieder vermehrt auf der GC-Tennisanlage anzutreffen sind. Was war der Auslöser?

Meine Tochter Norah hat mit Tennis begonnen. Das war immer mein Wunsch, der hat sich aber lange nicht durchgesetzt. Jetzt ist sie vierzehn, und sie kam von alleine mit dem Gedanken. Darüber freue ich mich sehr.

Spielen Sie mit ihr?

Im Sommer habe ich einmal wöchentlich mit ihr gespielt, einmal pro Woche geht sie ins Training bei Jan Tavcar. Es war schön, wieder regelmäßig auf dieser fantastischen Anlage zu sein. Der Grasshopper Tennis Club ist unfassbar schön – bei weitem der schönste Tennisclub, den ich kenne. Das Ambiente bei GC ist eine perfekte Mischung zwischen Tennisanlage, Country Club, Institution, Netzwerk und Idylle. Hier wird in schönstem Ambiente richtig guter Sport betrieben.

Hat Sie der Ehrgeiz nun auch wieder gepackt?

Nein, das geht wegen meiner Hüften nicht mehr. Durch Arthrose sind leider beide Seiten ziemlich lädiert, sobald ich spiele, entzünden sie sich. Das hält mich aber nicht vom Sport ab. Wo immer ich bin – letzte Woche war ich in New York, davor in Lagos –, bin

ich gegen 6 Uhr morgens beim Fitness-training. So beginnt ein guter Tag. Das hilft mir, mich wohlzufühlen.

Werden Sie die Hüften operieren lassen?

Die Ärzte sind geteilter Meinung. Die einen raten mir dazu, die anderen empfehlen, noch damit zu warten,

«Ich finde, selbst Spitzensport ist gesund: für den Körper und für die Psyche.»

solange ich nicht die ganze Zeit auf Ponstan oder Ibuprofen angewiesen bin. Ich strecke regelmäßig, sofern es die Schmerzen zulassen. Aber wenn die Hüften entzündet sind – und das kommt so alle zwei Wochen für rund zwei Tage vor –, tun sie sehr weh. Dann bewege ich mich wie ein alter Mann.

Sie zählen für Ihre Jahre im Spitzensport ...

Aber das ist das einzige Negative, das ich von meiner Tenniskarriere mitgenommen habe. Ich habe weder Beschwerden in den Knieen, Knöcheln,

Ellbogen noch in den Schultern, obwohl ich dort schon mal operiert wurde. Spitzensport hinterlässt Spuren, ja. Aber ungesund ist intensiver Sport sicherlich nicht. Ich finde gar, selbst Spitzensport ist vor allem eines: gesund für den Körper. Und gesund für die Psyche.

Was hat er bei Ihnen bewirkt? Spitzensport bringt dir Leistungsbereitschaft bei. Dass du hart arbeiten musst, um etwas zu erreichen. Dass es sich lohnt, zu trainieren. Dass du dich damit verbessern kannst. Du lernst dich selbst gut kennen, deine Stärken, deine Schwächen. Sport lehrt dich aber auch, dich in eine Gruppe zu integrieren. Dazu lehrt er dich den Umgang mit Niederlagen. Jeder Tag beginnt bei null, du kannst nie abheben – gerade im Tennis. Gewinnst du ein Spiel, sonst du dich nicht lange in deinem Sieg. Denn schon am nächsten Tag musst du dich wieder beweisen. Und Sport macht – vor allem – Spass. Alles in allem: Sport ist die beste Lebensschule.

Wie sind Sie als Kind zum Tennis gekommen?

Das ist eine lustige Geschichte. Ich war Fussballspieler in Goldach, St. Gallen. Das hat mir wahnsinnig Spass gemacht. 1972, als ich sieben

Jahre alt war, wurde dann in Tübach, einem nahe gelegenen Dorf am Bodensee, ein Tennisclub gegründet. Dort trainierte ein damals recht bekannter Coach, der Tscheche Zdeněk Jansa. Auf Initiative meiner Eltern ging ich fortan dorthin und spielte zweimal pro Woche Fussball und zweimal Tennis.

Woran hing Ihr Herz damals mehr – Fussball oder Tennis?
Für mich war klar, ich werde einmal Fussballprofi! Mein ganzes Zimmer hing voller Poster von grossen Spielern, mit einer Ausnahme: Bernhard Russi. Ich war damals in der Ostschweizer Fussballauswahl – aber mit den Matches am Wochenende wurde es neben Tennis und Schule bald zu viel.

Und dann gaben Sie den geliebten Fussball auf?
Als ich etwa elf war, lud der Tennis-Trainer meine Eltern zum Kaffee ein, erklärte ihnen, dass ihr Sohn talentiert und fleissig sei, einen guten Körper habe. Er sagte: «Tennis oder Fussball. Will er weiter Fussball spielen, muss er nicht mehr zu mir ins Training kommen.» Daraufhin kam mein Vater zu mir ins Zimmer und meinte: «Setz mal auf Tennis. Wenn du in ein, zwei

«Für mich war klar, ich werde einmal Fussballprofi! Aber ich glaube, ich habe einfach diesem Tennistrainer vertraut.»

Jahren zurückwillst, kannst du ohne Probleme wieder Fussball spielen. Du verlierst also nichts.» Also hörte ich damit auf – mein Fussballcoach verstand die Welt nicht mehr –, und ich spielte fortan jeden Tag Tennis. Zwar in der Provinz, aber die wurde letztlich ein guter Stützpunkt.

War das nicht sehr hart für Sie damals?

Bis heute ist meine Herzenssportart der Fussball. Aber ich glaube, ich habe einfach diesem Tennistrainer vertraut. Er war bekannt für seine tschechische, harte Schule. Warst du nicht auf die Minute genau pünktlich da, konntest du gleich wieder gehen. Wir mussten die Bälle oft joggend einsammeln –

schon gegessen hatte. Am Wochenende fuhren mich meine Eltern an die Turniere – Chur, Bern, Lausanne ... Meine Mutter packte immer alles ein. Auf dem Rücksitz im Auto machte ich die Hausaufgaben. Meine jüngere Schwester musste sich diesem Ablauf anpassen. Über Jahre hinweg. Für sie war es bestimmt nicht leicht – ich hingegen fand es grandios.



Verzicht auf Fussball, Mittagessen im Zug, Hausaufgaben auf dem Weg zum Turnier – schon als junges Talent tat Marc Walder viel für seinen Sport.

das hat Björn Borg übrigens auch so gemacht. Wenn Freunde meiner Eltern das sahen, hatten die stets Mitleid mit mir unter diesem doch sehr strengen Trainer. Aber ich habe das gar nicht so empfunden. Er hatte eine Linie und war überzeugend.

Wie haben Sie Ihre Eltern unterstützt?
Logistisch war das eine grosse Herausforderung für unsere Familie. Ich war später dann am Gymi in St. Gallen, im Zug ass ich, was mir meine Mutter eingepackt hatte. Abends fuhr ich mit dem Velo ins Training, zum Abendessen kam ich dann, als die Familie

Ich empfand es auch nicht als streng oder stressig. Ich liebte es. Sport bringt enorm viel Erfüllung.

Meinen Sie damit auch den Breitensport?

Natürlich, unbedingt. Es spielt keine Rolle, ob es konsequenter Spitzensport oder einfach nur Joggen, Walking mit dem Hund, Fussball, Pilates, Mountainbiken oder Krafttraining im Fitnessraum ist. Die Bewegung ist wichtig. Sie gibt ein gutes Gefühl. Ich bin fast schon exzessiv überzeugt, Sie fühlen sich wohler, sind mental gesünder und mehr mit sich im Reinen.

Welches Ziel trieb Sie an, Ihr Leben dem Tennis unterzuordnen? Ehrgeiz?
Viele Sportler wollen immer siegen oder so gut werden wie ein Vorbild. Bei mir war das nicht so. Ich wollte einfach nur immer weiter und weiter machen: für Momente, in denen ich an Junioren-Schweizermeisterschaften weit kam, in die Leistungszentren einbezogen wurde oder vom Ausrüster Head zwei Head-Vilas-Rackets geschenkt bekam. Schritt für Schritt. Das machte mir Spass.

Welches war Ihr erstes Racket?
Das war ein «Wilson Jack Kramer».

Wer waren Ihre Vorbilder?
(überlegt lange) Ich hatte nicht den Einen. Als ich Teenager war, waren Borg, Vilas, McEnroe, Connors schon gross. Und der Schweizer Heinz Günthardt kam gerade auf. Es war dann speziell, als ich Heinz zum ersten Mal getroffen habe – übrigens hier im Grasshopper Club, weil ich mittlerweile die Ostschweiz verlassen hatte.

Wie kam es dazu?
Etwa mit 17 hatte mich der Sporting Club Bern für die NLB abgeworben. Hans-Ueli Blass holte mich dann zu GC in die Nationalliga A. Dort blieb ich viele Jahre lang, wurde als Aktiver dreimal Schweizermeister. Nach meinem Rücktritt übernahm ich als Coach das NLA-Team mit Severin Lüthi, der später Roger Federers Coach wurde, George Bastl, Michael Lammer, Alexandre Strambini, Zoltan Kuharszky waren auch noch dabei. Es war eine grandiose, eine super Zeit, rückblickend vielleicht meine schönste. Der Sport hat mich enorm viel gelehrt, auf eine spielerisch-gute Weise – auch punkto Führung.

Was war in der Führung Ihr Credo?
Vor allem die Frage: Wie geht man mit Individuen um? Ich versuchte, jeden Spieler individuell zu führen. Bastl war komplett anders als Lüthi, der war

ganz anders als Lammer ... Der eine brauchte Lockerheit. Der andere Ruhe. Der Nächste wiederum eine eher strenge Hand mit klaren Rahmenbedingungen. Einer wollte eine ganze Stunde, ein anderer nur 20 Minuten einspielen. Ich hatte die Aufgabe, für

«Die Führung in Unternehmen hat sich komplett verändert. Heute sagt das Team, was es kann und der Chef muss möglichst intelligent aggregieren.»

jeden das Beste zu machen. Viel später diskutierte ich mal mit Ottmar Hitzfeld über seinen Führungsstil als Nationaltrainer und seinen Umgang mit den damaligen Stars. Er sprach sich diskussionslos für Individualität aus. Zugeschnittene Ansprache auf jeden Einzelnen. Das ist aufwändig. Aber vielleicht am gewinnbringendsten.

Trotzdem muss ein Trainer sein Team zusammenhalten.
Spielregeln, nebst aller Individualität, gibt es schon. Aber wie du dich innerhalb dieser für alle gleichen Regeln bewegst, ist unterschiedlich. Zur Führung gehörte auch zu sagen, wann wir uns wo treffen, wie wir trainieren, was wir essen, wie wir fahren, wie wir aufstellen, die Einteilung des Massenstarts und so weiter. Da gab es natürlich oft Konflikte, denn der eine wollte es so, der andere lieber so.

Hat sich die Führung von Sportlern gegenüber früher verändert?
Ich weiß nicht genau, wie das heute Teams im Davis Cup oder im Fussball handhaben. Aber was ich sagen kann: Die Führung in Unternehmen hat sich komplett verändert. In den letzten fünfzehn Jahren als CEO habe ich gelernt, dass bei jeder

Sitzung zehn qualifiziertere Personen als du selbst am Tisch sitzen. Die einzelnen Segmente sind derart spezifisch geworden: Technologie, Daten, Künstliche Intelligenz, Finanzen, Controlling, komplexe Verträge. Du musst vor allem versuchen, die Expertise jedes Managers zu nutzen, zu kanalisieren, optimal zu steuern. Früher war alles deutlich hierarchischer geregelt, Top-down, da hat oben gesagt, was unten zu tun ist. Heute sagt das Team, was es kann, und der Chef muss möglichst intelligent aggregieren. Ich hörte schon CEOs sagen, sie seien nicht Chief Executive Officer, sondern Chief Entertainment Officer. Das ist nicht mal der dümmste Ausdruck dafür.

Wie ist der Ausdruck zu verstehen?
Bei Ringier haben wir ein Group Executive Board und dann die CEOs von rund hundert Tochterfirmen, die das Geschäft führen. Das sind die Chefs von Ticketcorner, ImmoScout, DeinDeal, der Blick-Gruppe, der Energy-Gruppe, von jobs.ch und so weiter. Die perfekte Mischung zwischen Coaching und Führung, Challenging und Vertrauen geben, das scheint mir eine zentrale Aufgabe zu sein. Denn wie im Sport, ist die Mischung zwischen Ansporn und Selbstvertrauen, zwischen Druck und Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten essenziell.

Früher haben Trainer ihren Schützlingen oft bewusst Steine in den Weg gelegt, damit sie dadurch wachsen. Macht das heute noch Sinn?
Ottmar Hitzfeld hat mir mal gesagt, in den Tagen vor dem Spiel gebe er den Spielern nur noch Vertrauen. Man stelle sich vor, vier Minuten vor Schluss muss ein Spieler einen Penalty schießen und zweifelt, weil schon der Trainer zuvor bereits zehnmal gezweifelt hat! Der Spieler muss denken: Das ist mein Moment, das ist mein Ball. Ich werde den nun versenken. Und kann das. So muss sich ein Spieler im entscheidenden Moment fühlen. Das ist zumindest meine Philosophie.

Wie sehr hat Sie Ihr strenger, erster Coach geprägt?

Enorm stark. Das war, wie gesagt, harte tschechische Schule: Pünktlichkeit, Ehrgeiz, Disziplin, Fokus und der Anspruch, nie weinerlich zu sein, prägten mich damals. Und ich habe das – selbstredend – von einer externen Person viel eher akzeptiert als von meinen Eltern. Später ging ich nach Florida in die Tennis Academy von Nick Bollettieri. Der war amerikanisch streng: zehn Minuten harter Drill, dann das grosse Lob, wie grossartig und fantastisch man war. Es braucht Vertrauen und Positivität. Ich behaupte, ein Unternehmen nur mit harter Hand, Disziplin und erfolgszahlenorientiert zu führen, ist wenig sinnvoll. Lob, Vertrauen, ein positives Grundgefühl sind ebenso wichtig. Und, nie vergessen: Spass.

Und wie ist das mit der heutigen Generation?

Die Diskussion über die «Gen Z» haben wir bei uns oft. Leute dieser Generation sagen beim Bewerbungsgespräch für ihren ersten Job: «Erstens, ich komme maximal zwei Tage ins Office, ansonsten will ich mobil sein. Zweitens, ich bin ein Abendmensch, wenn ich komme, dann erst um 9.30 Uhr. Drittens, nach zwei Jahren plane ich ein zweimonatiges Sabbatical, weil ich Afrika bereisen will.» Das ist etwas überspitzt gesagt. Aber als Vertreter meiner Generation habe ich damit Mühe.

Kann das langfristig aufgehen?

Ich bin kritisch. Noch eine Anekdote zum Thema «Home- und Mobile-Office»: Ich war in Linz bei einer Tochterfirma. Die haben scheinbar Mühe, ihre Mitarbeiter nach der Coronazeit ins Büro zurückzuholen. Deshalb engagierte man einen Sushichef für montags, einen auf vegane Küche spezialisierten Koch für dienstags, am Mittwoch kommt ein DJ ...

Was halten Sie von Homeoffice?

Es ist definitiv weniger kreativ und produktiv, weniger förderlich für Team-

bildung und die Anbindung an die Firmenkultur. Ich verstehe nicht, warum viele während des Lockdowns klagten, wie schlimm es sei, von zu Hause aus zu arbeiten – und jetzt nicht mehr ins Büro wollen. Aber auch das ist wieder eine Frage des Führungsstils. Die für den Moment beste Mischung ist wohl beides – bei Ringier haben wir die 60:40 Mobile Office Policy. Alle Mitarbeitenden können örtlich flexibel arbeiten: zum einen im Office (mindestens 40%) und zum anderen an einem individuell gewählten Arbeitsort (bis zu 60%). Ein interessanter Kompromiss.

«Von nichts kommt nichts, Training macht dich besser, Verlieren gehört auch dazu. Aber gleichzeitig auch: Spass haben an der Leistung, eine positive Grundeinstellung, gemeinsam agieren.»

Wie hat sich der Sport auf Ihren heutigen Führungsstil ausgewirkt?

Sehr. Ich würde es wie folgt beschreiben: Disziplin, von nichts kommt nichts, Training macht dich besser, Verlieren gehört auch dazu. Aber gleichzeitig auch: Spass haben an der Leistung, eine positive Grundeinstellung, gemeinsam agieren, jeder Tag ist eine neue Chance.

Ist Sport die ideale Schule für eine Managementkarriere?

Ich meine: ja. Ich muss mich sogar zügeln, bei Bewerbungsgesprächen potenzielle Führungspersonen nicht als Erstes zu fragen, was für Sport sie in der Freizeit machen. Aber früher oder später kommt die Frage immer. Nicht, wie ihr Schnitt

auf zehn Kilometer ist. Eher, warum er oder sie Sport macht, was Sport ihnen bringt. Im Zweifel tendiere ich zu Manager, die ein sportliches Mindset haben.

Welcher Spielertyp waren Sie?

Kreativität und das Spielerische waren nicht meine Stärke. Ich war eher: Solidität, Konzentration, Ausdauer, Disziplin. Darum ist es für mich auch so faszinierend, Roger Federer zuzusehen. Nie hatte ich das Gefühl, dass er wirklich arbeiten musste, so locker und cool, wie er stets spielte und siegte. In Tat und Wahrheit war es oft auch bei ihm sehr knapp. Logisch. Und – vor allem: Roger ist ein grosser Kämpfer, ein harter Arbeiter gewesen, auch wenn es stets so locker aussah.

Ihre höchste Klassierung war 575 der Welt und 103 im Doppel – enttäuscht, dass es nicht höher ging?

Damit wir das in Relation bringen: Ich bin sehr zufrieden mit meiner Tennis-karriere, aber ich habe es als Profi nicht gepackt. Ich habe meist gut mitgehalten mit den Grossen wie Jimmy Arias, Yannick Noah, Goran Ivanisevic, Jakob Hlasek – mit Ausnahme von Alberto Mancini, gegen den ich sehr klar verlor. Oft sehr gut gespielt, aber eben meist knapp verloren. Ich war nah dran und trotzdem so weit weg von den Top 10 oder 20.

Wissen Sie, woran es lag?

Ich habe mit manchem Trainer versucht, das zu analysieren, habe es aber nie herausgefunden – ohne dem nachzutrauen, wohlgerne. Wieso steht ein Mbappé manchmal mit einer ziemlichen Arroganz auf dem Feld und reisst trotzdem das Spiel, während andere die ganze Zeit rauft und runterackern? War ich zu schnell zufrieden mit mir? Hatte ich diesen einen Killerschlag nicht, den andere haben? Lag es an der Psyche, dass mein Gegner im Tiebreak bei 4:4 sein bestes Tennis spielt – und ich nicht? Ich weiss es bis heute nicht.



Vielleicht hat Ihnen ja der Trainer eben nicht dieses unerschütterliche Selbstvertrauen mitgegeben, das im Tiebreak entscheidend ist. Da haben Sie einen Punkt! Für mich wäre es womöglich gut gewesen, einen Trainer mit der «You can do it»-Mentalität zu haben. Vielleicht hätte ich mich dann nicht gefragt, was ich machen muss, damit ich nicht verliere. Sonder was muss ich tun, damit ich gewinne.

Da gibt es noch diese Schwelle: Je mehr Erfolg und Geld, desto professioneller das Umfeld mit Management, Physio et cetera, was wiederum zum Erfolg führt. So ist es definitiv, es multipliziert sich. Und das können wir wieder auf ein Unternehmen ummünzen. Im Medienbereich gibt es zwei Formen, zwischen denen die Schere immer weiter auseinandergeht: Die einen haben sich nicht transformiert, sind mit dem Markt untergegangen, weil sie nicht

mehr die besten Talente bekamen. Die anderen investieren und transformieren sich – und kommen somit an neue Talente ran. Und werden dadurch noch besser.

In welchem Alter hörten Sie definitiv auf?

Meinen letzten grossen Wettkampf

hatte ich mit 27, im Final der

Schweizermeisterschaften gegen Reto Staubli,

der später ein enger Freund

von Roger Federer wurde. Chur, Best-of-Five, ich war besser klassiert als er,

die Nummer 6 der Schweiz. Die ersten beiden Sätze gewann ich 6:2, 6:2.

Ich wurde zweimal Schweizermeister im Doppel, aber das wäre mein erster Titel im Einzel gewesen. Doch dann wurde der Platz stark gewässert, der stumpfe Belag war dann ein Vorteil für Staubli. Das Spiel kippte,

ich verlor die nächsten beiden Sätze und den Fünften knapp 4:6. Das war mein letztes Spiel.

Aus Enttäuschung?

Aus mehreren Gründen. Ich kam von einer Schulter-OP zurück, das spielte auch eine Rolle. Am Tag danach traf ich Heinz Günthardt, der damals seinen Trainerjob mit Steffi Graf, die übrigens oft in Zürich war und inkognito auf der Anlage trainierte, aufgab. Er war ein guter Freund, und ich erzählte ihm in der Garderobe, dass ich jetzt wohl aufhören werde. Das war einfacher gesagt als getan – ich hatte ja kein anderes Ziel. Was sollte ich tun? Journalismus hat mich immer fasziniert, aber ich hatte keine Ahnung davon. Eine Tennisschule eröffnen, mit der ich mir endlich einen Golf GTI finanzieren könnte? Heinz antwortete mit dem gleichen Satz wie damals mein Vater: «Das kannst du immer noch machen, wenn das mit dem Journalismus nicht klappt. Sprich doch mal mit Michael Ringier, der auch Mitglied beim Grasshopper ist.» Das habe ich dann ein paar Wochen später getan.

Wie waren Ihre Anfänge bei Ringier?

Ich stellte mich beim Personalchef vor, wurde Volontär bei der Zeitschriftenabteilung und musste primär Kartons kleben. Nach einem halben Jahr durfte ich beim Blick Sport ein Praktikum machen. Was für eine Zeit unter all diesen Zigarre rauchenden Journalistenlegenden! Der erste Text, den ich mit M. W. zeichnen durfte, bestand aus 20 Zeilen über Manuela Maleeva. Das werde ich nie vergessen.

In Ihrer Karriere nach dem Tennis werden Sie als Innovator oder Visionär angesehen, der vieles umgekämpft, neue Geschäftsfelder entdeckt. Gab es auch hier Momente des Scheiterns, Zweifelns oder gar Angst?

Angst vor dem Scheitern nicht, nein.

Wir hatten die Strategie, in digitale Marktplätze wie AutoScout24 oder ImmoScout24 oder Ticketcorner zu investieren. Dafür haben wir sehr viel Geld bezahlt. Die erste Transaktion: über 170 Millionen. Das war enorm viel für ein Unternehmen, das da-

mals nur Zeitungen und Zeitschriften produziert hatte. Für dieses Risiko ernteten die Familie Ringier und ich anfänglich Kritik. Unser Unter-

«Die Grasshoppers-Kultur wird oft fälschlicherweise als elitär bezeichnet. Ich glaube, sie ist nah an dem, wie die Amerikaner Sport definieren.»

nehmen hatte damals rund 7000 Mitarbeiter, alle im Verlagswesen ausgebildet. Wir mussten viel verändern. Das alles geschah nicht auf Knopfdruck, sondern in Tausenden von kleinen Schritten. Bis heute. Bewegung, nie stillstehen – das ist ein Credo von uns. Ein Tag, an dem du nichts lernst, ist ein verlorener Tag.

Muss sich auch in der Entwicklung des Tennis viel verändern?

Es ist schon einiges geschehen. Wir sehen das am Laver Cup oder wie an einigen Turnieren schon Entscheidungstiebreaks gespielt werden. Ich finde das richtig, aber man muss aufpassen, dass man die Tradition und die Ge-

schichte des Sports – das gilt auch für den Fussball – mit Modusveränderungen nicht zu stark verändert. Ich denke, Sport darf nicht zu stark in Richtung Show und Entertainment gehen, das nützt sich sonst sehr schnell ab.

Warum findet der Interclub in der Schweiz kaum Beachtung?
Der Interclub war in der Schweiz immer schon unterbewertet. Zu meiner Zeit hatten wir gute Ausländer am Start, von den Top 20 der Schweiz waren alle vertreten. Es war frustrierend, dass wir dennoch relativ wenig Visibilität hatten. Ich weiss nicht, ob es heute noch so ist, aber in Deutschland kamen früher viel mehr Leute. Vielleicht müsste sich der Schweizer Verband aktiver überlegen, wie er das eigene Produkt, insbesondere die NLA, attraktiv hält. Diesbezüglich leistet er die letzten dreissig Jahre keine gute Arbeit. Ich rede nicht von Federer, Bencic, Wawrinka, sondern von der nationalen Spitze im Interclub, die viel Verankerung in den jeweiligen Regionen schafft.

Und ein guter Nährboden für junge Spieler ist.
Visibilität kreiert Nachwuchs. Am Ende ist aber auch die Eigeninitiative von Trainern und Clubs entscheidend dafür,

dass plötzlich ganze Gruppen von jungen Talenten nach oben kommen. Melanie Molitor, die Mutter von Martina Hingis, leistet auf dem Gebiet seit Jahrzehnten exzellente Arbeit. Und es ist phänomenal, was der ganze Grasshopper Club für den Sport macht.

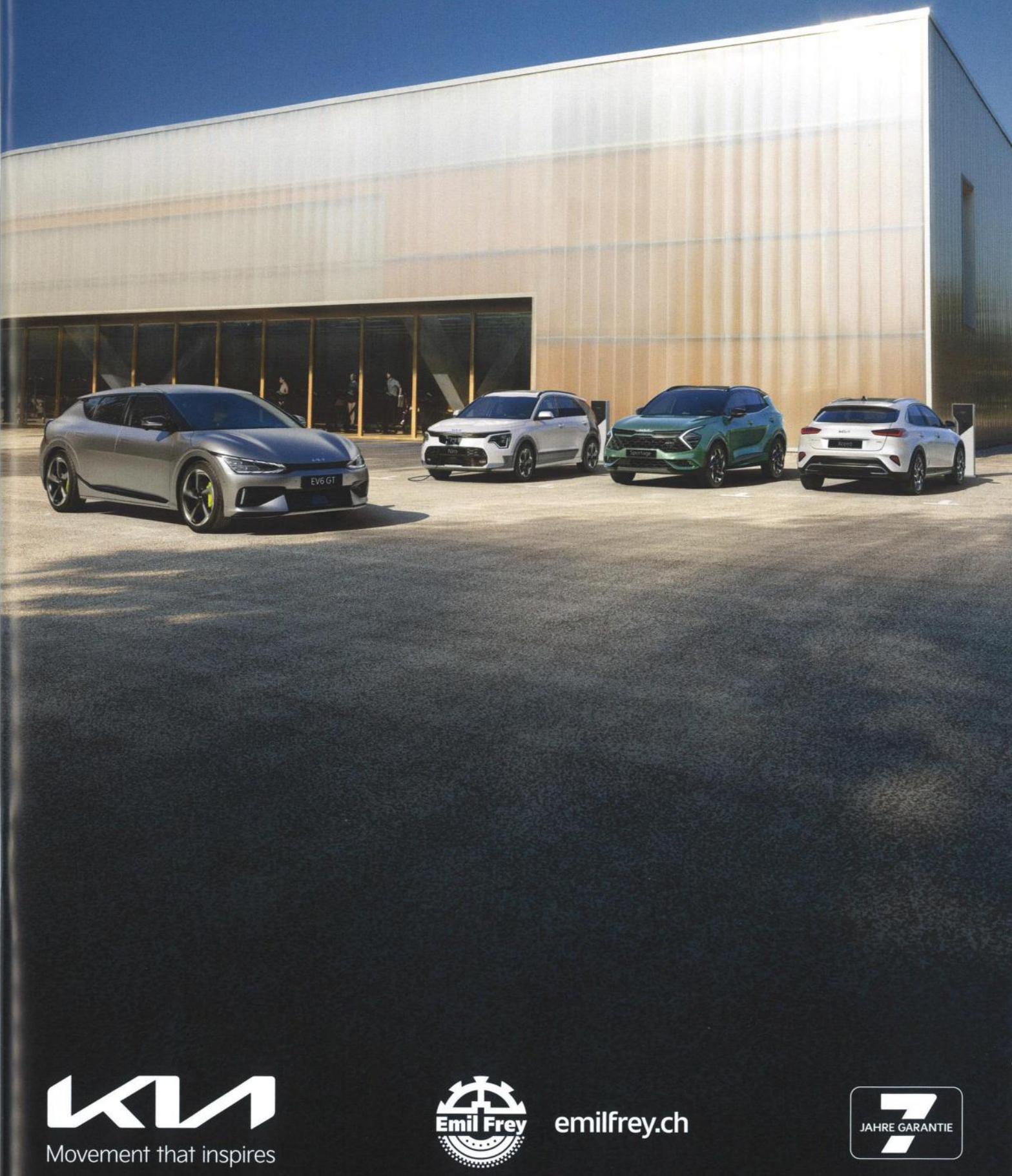
Was streichen Sie da besonders heraus?
Mit seinen vielen Sektionen – Fussball, Handball, Eishockey, Rudern, Landhockey, Squash, Curling und vielen mehr – ist GC in der Schweiz einzigartig. Die Grasshoppers-Kultur wird oft fälschlicherweise als elitär bezeichnet. Ich glaube, sie ist nah an dem, wie die Amerikaner Sport definieren. Wenn ich am See jogge und die Ruderer auf dem Wasser sehe, fühle ich mich fast wie in Boston bei Harvard. Der Grasshopper-Gedanke gefällt mir außerordentlich. GC macht viel für unsere Gesellschaft.

Danke für dieses Gespräch, Marc Walder!
Mein Dank geht zurück. Es war eine schöne Reise in meine Vergangenheit.

Interview: Sven Zehnder, Cécile Klotzbach
Bilder: Seite 4 und 9: Thomas Buchwalder;
Seite 6: Ringier-Archiv.

Technologie, die bewegt.

Die elektrifizierten Modelle von Kia.



Alles zum Sport in Züri: Sportamt-Newsletter

Jetzt abonnieren!
sportamt.ch/newsletter



KIA
Movement that inspires



emilfrey.ch

